Erste Beilage zu № 160 der Hallischen Zeitung (im G. Schwetschke'schen Verlage).

Halle, Sonnabend den 12. Juli 1879.

Die Rede des Reichskanzlers

bei der Berathung des Franckenstein'schen Antrages lautet:

Wenn man jahrelang nur an praktische Geschäfte gewöhnt ist, so wird es Einem schwer, sich vorher eine Vorstellung zu machen von den Schwierigkeiten, mit denen Jemand der deutschen Presse und dem deutschen Parlamente gegenüber zu kämpfen hat, wenn er eine einfache, praktische, wirthschaftliche Maßregel vorschlägt, deren Nothwendigkeit theils in ihrem gesammten Umfange, theils in ihren wesentlichsten Abschnitten von der Mehrheit der Bevölkerung absolut anerkannt ist. Ich habe mir in dem heutigen Stadium meines dauernden und seit 18 Jahren niemals unterbrochenen Strebens, die deutsche Einheit herzustellen und zu konsolidiren, die Aufgabe gestellt, soviel an mir ist, dazu mitzuarbeiten, daß die deutschen Finanzen in einen Zustand gelangen, der sowohl das Reich als auch die Einzelstaaten in die Lage bringt, den nothwendigen Anforderungen unseres Budgets zu genügen. Diese Lage war bisher nicht vorhanden; Sie haben die Vorlagen darüber aus allen bedeutenden Bundesstaaten bekommen, Sie kennen den Finanzzustand unseres Reiches, Sie kennen den Zustand der gesammten deutschen Finanzen, der außer Zusammenhang, in Trennung der Reichsfinanzen von den Finanzen der Einzelstaaten, ja gar nicht zu behandeln ist.

Der ganze Streit, um den es sich hier handelt, macht mir — allerdings liegt mir alle Theorie in dem langjährigen praktischen Leben, das ich geführt habe, ziemlich fern — macht mir ungefähr den Eindruck, wie das bekannte bonnet blanc oder blanc bonnet, oder ob ich spreche von einem schwarzen Tuchrock oder von einem Rock von schwarzem Tuch; weiter finde ich einen Unterschied nicht; jeder weitere Unterschied, den Sie hineinlegen, ist fingirt, widerspricht der Sachlage und widerspricht unserer Verfassung. Nach der Art, wie die Erregung bei uns durch eine unerhörte und verlogene Preßagitation gesteigert worden ist, (Unruhe), wenn in dem Publikum und in den Lesern, die nichts wie ein einzelnes Hepblatt lesen, falsche Ansichten darüber entstanden sind — und ich will mich bemühen, nicht diese Ansichten zu widerlegen, das ist ja gar nicht möglich, wer Recht behalten will, der wird nicht überzeugt werden, Sie kennen den Spruch im Dichter, sondern nur meinen Ideengang und wie ich zu demselben gekommen bin, Ihnen klar darlegen. Wir befinden uns hier in der Lage, etwa umgekehrt von der bekannten Fabel des Menenius Agrippa, wo die Glieder sich beklagten und den Magen nicht mehr ernähren wollten, da er seinerseits nichts thäte; hier verweigert der Magen bisher seine Schuldigkeit, den Gliedern die Nahrung, die sie zu ihrem Bestehen nothwendig haben, zufließen zu lassen. Das Reich hat alle Haupt-Finanzquellen in Beschlag und hat die Schlüssel davon, und haben sich bisher wenigstens die Organe des Reichs, von denen unsere Bewilligungen abhängig sind, nicht darüber einigen können, auf welchem Wege diese Quellen flüssig gemacht werden können. Ich arbeite an der Reform unserer Steuern in meiner Stellung, die viele Leute für eine einflußreiche halten, für eine einflußreichere gewiß als sie ist, mit großer Mühe und gegen die Schwierigkeiten, die mir mein eigener Gesundheitszustand schafft, gegen die größeren Schwierigkeiten, die mir die Friktionen der mitwirkenden Kräfte geschaffen haben, um den finanziellen Uebelständen, unter denen wir ganz zweifellos leiden, abzuhelfen. Aber seit der Zeit des Ministers von der Heydt und seit seinen Vorlagen werden Sie sich erinnern, daß jeder Versuch dazu, wenn mir die übrigen Geschäfte, da ich in der Hauptsache doch nicht Finanzminister bin, zu solchen Versuche Zeit ließen, daß jeder Versuch dazu mißlungen ist, und ohne meine Anregung ist ein solcher Versuch bisher überhaupt niemals in Scene gesetzt worden, und wenn meine Anregung jetzt nicht stattgefunden hätte, so wären wir überhaupt nicht dazu gekommen, über diese brennende Lebensfrage schon zu verhandeln. Also ich habe hier nicht leichtfertig und plötzlich etwa aus irgend welchen Hintergedanken, die ich nicht eingestände, Vorschläge gemacht, sondern ich habe einen rein praktischen, materiell hausbackenen, lange erwogenen Vorschlag darüber gemacht, wie wir unsere Finanzeinrichtungen auf einen besseren Fuß bringen können. Ich habe mich dabei gegen jede Aenderung, sofern sie mir den Charakter einer Mitwirkung zum gemeinen Ziele hat, offen und empfänglich gezeigt. Ich habe im Anfang auch geglaubt, wir würden leichter zum Ziele kommen, als dies der Fall gewesen ist, es würde früher eine Verständigung stattfinden. Zu dieser ist aber von liberaler Seite nicht in dem Maße, wie ich erwartete, die Hand geboten, und es fehlt uns heute in unserer entscheidenden Verhandlung an jeder Vorlage von liberaler Seite, wie die Herren sich etwa denken, daß diese Finanzlage gelöst werden könnte. Soviel ich weiß, liegt gar kein Vorschlag, als die reine Negation vor (Sehr richtig! rechts), die reine Negation dessen, was von Anderen allenfalls gemacht werden könnte. Wir haben die Negation von einem hervorragenden Mitgliede der Fortschrittspartei allerdings als Programm offen proklamiren hören, und in meiner Erfahrung hat die Fortschrittspartei es noch nie möglich gemacht, zu einer positiven Meinung zu kommen, bis die Regierung eine ausgesprochen hatte, der sie widersprechen konnte. (Große Heiterkeit rechts und im Zentrum.)

Positive Pläne und Vorschläge über das oder was zu geschehen hätte, sind nie vorgekommen, und wenn neulich ein hervorragender Redner dieser Partei sagte, alle Unruhe im Reiche käme von mir, und wenn ich nur erst beseitigt wäre, würde alles paradiesisch vortrefflich gehen, so könnte ich das, wenn ich überhaupt persönlich werden wollte, in viel höherem Maße zurückgeben. Alle Unruhe im Reiche und alle Schwierigkeiten, zu gedeihlichen ruhigen Zuständen zu kommen, kommen meines Erachtens von der Fortschrittspartei und Denen, die mit ihr sympathisiren in den anderen Fraktionen (Sehr richtig! rechts und im Zentrum), und das zu behaupten, bin ich in viel höherem Maße berechtigt, als jene Insinuation gegen meine Person es war. Streichen Sie meine Person, — ich wäre seit Jahren fort, wenn das ohne Pflichtverletzung, ohne Verletzung der Treue, die ich meinem Herrn schulde, geschehen könnte, — und wenn der Herr, der so sehr darnach strebt, mich zu beseitigen, es in einer ehrbaren, anständigen Weise durchzusetzen vermag, so will ich mich bemühen, sein Freund zu werden. (Große anhaltende Heiterkeit.)

Die Stellung zum Franckenstein'schen Antrage wird hier als ein Probirstein behandelt in Bezug auf die Reichstreue oder Nichtreichstreue. Meine Herren, zur Stellung von diesem Dilemma haben Sie gar keine Berechtigung. Sehen Sie doch zurück auf meine Vergangenheit.

Ich werde den Franckenstein'schen Antrag befürworten; zuzustimmen habe ich ja in dieser Versammlung nicht, und zwar habe ich mich dazu erst seit kurzem entschlossen, seit wenigen Tagen, ich habe mich am vergangenen Sonntage bedingt dazu entschlossen, ich habe mich definitiv dazu erst entschlossen, nachdem ich in einer Gesammtprüfung der Wege, welche die Herren, die heute in der Opposition sind, gehen, mich überzeugt habe, daß sie Wege eingeschlagen haben, die ich niemals gehen kann, und die die verbündeten Regierungen nicht gehen können. Die Kundgebungen, die außerhalb dieses Hauses von sehr hervorragenden Mitgliedern einer großen Partei stattgefunden haben, die Reden und Argumentationen, wie sie neulich zur Bekämpfung des Zolls auf Petroleum hier vorgebracht worden sind, — ja meine Herren, die nöthigen mich, zu Rath zu gehen mit meinem eigenen Pflichtgefühl gegenüber der Gesammtheit des Reichs. Mit Bestrebungen, die sich nicht kennzeichnen, kann ich nicht gehen, mit denen kann das Reich nicht bestehen, sie sind Untergrabungen des Reichsbestandes gerade so gut, wie die sozialdemokratischen Untergrabungen, die wir durch das Gesetz vom Herbst bekämpfen wollen (Anhaltende große Unruhe und lebhafter Widerspruch links), sie sind mindestens die Vorbereitungen dazu, und ich habe daraus die Ueberzeugung gewinnen müssen, daß wenn eben Leute, die früher mitunter, — sogar häufig der Reichsregierung ihre Unterstützung geliehen haben, wenn dort latent die zerstörenden Kräfte schlummern, die bei einer geringen Anretzung — es genügt dazu, bei so geschulten Parlamentariern, daß sie in die Minorität kommen gegen ihr Erwarten — so in zornige Leidenschaftlichkeit umschlagen, ja dann schwindet das Vertrauen, welches sich früher auf die Möglichkeit gesetzt habe, mit Charakteren dieser Art in Zukunft zusammenstehen zu können in der Weise, daß die Regierung ihre Unterstützung annimmt und ihnen dafür den Einfluß gewährt, der mit dieser Unterstützung nothwendig verbunden ist — ein anderes Verhältniß kann keine Fraktion von den existirenden erstreben, denn keine von ihnen hat an sich die Majorität, jede muß kompromittiren mit den anderen; wenn es eine Fraktion bei uns gäbe, die an sich eine geborene Majorität hätte, und die von mir nicht verlangt, daß der Tropfen demokratischen Oels, den ich bekanntes Wort für die Salbung des deutschen Kaisers verlangte, gerade ein Eimer werden soll (Heiterkeit), dann würde ich einer solchen Partei ganz andere Rechte in Bezug auf die Beeinflussung der Regierung einräumen können, als jetzt einer Partei, die, wenn sie hoch kommt, und wenn sie abgeschlossen einig ist, was doch zu den Seltenheiten gehört, immer nur ein Viertel von der ganzen Versammlung kaum erreicht — den Herren kann ich nur, wenn sie überhaupt auf mein politisches Urtheil als Sachkundiger — und ich habe viel Politik getrieben, — Werth legen, eine größere Bescheidenheit für die Zukunft anrathen. (Sehr! links.)

Der Herr Vorredner hat, was mich namentlich veranlaßt hat, in diesem Moment das Wort zu nehmen, während mir in dieser Frage an der Abstimmung so viel liegt, daß ich eigentlich lieber nicht geredet hätte, aus Sorge, daß ich das Maß vielleicht nicht halten würde, was zur Erhaltung des Standes der Stimmen nützlich ist, ich hätte lieber geschwiegen, aber da der Herr Vorredner, Jemand, auf dessen Mitwirkung ich seit langer Zeit habe rechnen können, und den ich persönlich hochschätze und verehre, auch seinerseits der Meinung ist, die Finanzhoheit des Reiches ginge durch den Franckenstein'schen Antrag verloren, so muß ich dazu bemerken, daß ich diese Behauptung für eine gänzlich unbegründete und aus der Luft gegriffene halte. Die Finanzhoheit des Reiches ist in der Verfassung begründet in verschiedenen Paragraphen; keiner dieser Paragraphen erleidet durch die Annahme des Franckenstein'schen Antrages auch nur die mindeste Aenderung. Auf die Erhaltung der Matrikularumlagen ist ja bisher von liberaler Seite ein sehr hoher Werth gelegt worden und es ist gesagt worden, wir müssen für dieselben einen Ersatz haben; wenn auch die Verfassung uns ein Einnahmebewilligungsrecht nicht giebt, so haben wir es bisher vermöge der Verfassung doch faktisch genossen und wir wollen es nicht aufgeben, wenn wir nicht einen Ersatz dafür haben. Auf die Matrikularumlagen und ihre eventuelle Beibehaltung wird also von liberaler Seite ein außerordentlich hoher Werth gelegt. Ich war deshalb wohl darauf gefaßt, da ich mir die verschiedenen Mittel durchdacht hatte, in welchen man konstitutionelle Garantien finden könnte, so war ich auch auf dieses, wie auf andere gekommen und erwartete einen Antrag, wie den Franckenstein'schen, wohl von der nationalliberalen Seite. Um die konstitutionelle Wirkung der Matrikularumlagen beizubehalten, was mir im Ganzen nicht erwünscht war, gab es ja kein einfacheres Mittel, als daß man sie in ihrem ganzen bisherigen Umfange bestehen ließ und dem Reich dafür in sein Ausgabebudget gesetzlich einen Posten schrieb, der zur Subrevation der nothleidenden Einzelstaaten bestimmt war und denen die Mittel gab, diese Mehrumlagen zu leisten. Dann bleibt eben das Heft der Finanzverwaltung in den Händen des Reichstags und es ist ein Beweis, daß mir Diejenigen Unrecht thun, die mich unfunktionirender Gesinnungen beschuldigen und verdächtigen, wenn ich diesem Franckenstein'schen Antrag, der dem Reichstag die Gewalt, die ihm das Votiren der Matrikularumlagen giebt, im vollen Umfange läßt, — wenn ich dem zustimme. Ich bin ja seit lange gewohnt, daß man, wenn die Argumente aus der Gegenwart nicht reichen, mit der Verdächtigung meiner Absichten für die Zukunft mich bekämpft. Ich erinnere Sie daran, daß lange Jahre stets gesagt worden ist, ich strebte nach Krieg zu irgend welchen Zwecken. Es hat das erst ein Ende genommen, seitdem die Stellung Deutschlands zur orientalischen Frage, seitdem die Stellung Deutschlands auf dem Kongreß zu Berlin, der gerade vor einem Jahr uns auch zu einer Sommersitzung, mich wenigstens, nöthigte, — seitdem die den unverleglichen Beweis geliefert haben, daß alle jene Insinuationen Lügen und Verleumdungen waren, die zum geringsten Theil in Deutschland ihren Ursprung hatten. Seitdem ist es Stille geworden, seit ungefähr Jahr und Tag Reaktion zu schreien und auf diese Weise vielleicht den Teufel an die Wand zu malen. Durch das Verdächtigen der Reaktion, durch das Anschuldigen können Sie unter Umständen einen Minister, der schüchterner ist, als ich bin, veranlassen, daß er gerade, um sich der Feindschaft zu erwehren, in die ihn der Verdacht der Reaktion bringt, bewußt oder unbewußt, zu den Mitteln der Reaktion greift und Anlehnung da sucht, wo er für den Augenblick weniger Feindschaft findet. In der Lage bin ich nicht. Ich bin dem Ende meiner Laufbahn zu nahe, um zu Gunsten irgend einer Zukunft nach meine Gegenwart zu verderben. Seit einem Jahre, seit etwas länger als einem Jahre habe ich in den Wohlwollen, welches mir früher von dieser Seite zu Theil wurde, eine merkliche Abkühlung gefunden. Sie gab sich kund durch eine fühlbare Zurückhaltung, durch Reserve, durch eine kühle Höheit, die andeutete, ich müsse ihnen kommen. Ich hatte das Gefühl, daß sie von mir Dinge verlangen wollten, die ich nicht leisten könnte.

Eine Fraktion kann sehr wohl die Regierung unterstützen und dafür einen Einfluß auf sie gewinnen, aber wenn sie die Regierung regieren will, dann zwingt sie die Regierung, ihrerseits dagegen zu reagiren. Ich habe dies Gefühl namentlich gehabt, als ohne mein Wissen und ohne mein Zuthun im Frühjahr 1878 inmitten des Reichstags durch Verständigung der beiden Präsidenten eine Landtagssession von mehreren Wochen eingeschoben wurde, als in dieser Landtagssession, die meiner Meinung nach erst nach Schluß des Reichstags hätte stattfinden sollen, Anträge der Regierung, die im Grunde Jedermann für sich hatten, ich kann nicht anders glauben, als weil ich sie einbrachte, abgelehnt wurden, denn die Gründe, die dafür angeführt wurden, waren peglos. Nun geht es in der Politik, in der inneren ja doch wohl auch ähnlich wie in der auswärtigen, wo oft Regierungen glauben, sie können ihrerseits diplomatisch oder selbst materiell rüsten, ohne daß der andere gerüstet ist. Es ist das in der Politik immer so, als wenn man mit unbekannten Leuten, deren nächste Handlungen man nicht kennt, in einem unbekannten Lande geht; wenn der Eine seine Hand in die Tasche steckt, so zieht der Andere seinen Revolver schon, und wenn der Andere abzieht, so schießt der Erste, und da kann man sich nicht erst fragen, ob die Voraussetzungen des preußischen Landrechts über die Nothwehr zutreffen, und ob das preußische Landrecht in der Politik nicht gilt, so ist man alternativ sehr rasch zur aggressiven Vertheidigung bereit. Ich habe mich, wenn auch nicht angegriffen, so doch verlassen und isolirt gefühlt, ich habe das noch mehr gefühlt bei der ersten sozialdemokratischen Vorlage, und ich habe damals gehofft, daß bei einer Ausfonderung die disparaten Elemente, die in einer großen und nominell die Regierung unterstützenden Fraktion vereinigt waren, sich sondern würden. Es ist das nicht gelungen, und so lange das nicht gelingt, werden Sie jede Regierung, namentlich aber die verbündeten Regierungen, immer vorsichtig in ihrer Anlehnung finden und nicht so vertrauensvoll, als dies früher der Fall gewesen ist. Die vielen Andeutungen in der Presse, als hätte ich mit irgend einer Fraction gebrochen oder wäre zuerst aggressiv verfahren, die treffen nach meinem inneren Bewußtsein nicht zu.

Ich habe, seit ich Minister bin, nie einer Fraction angehört, auch nicht angehören können, ich bin successiv von allen gehaßt, von einigen geliebt worden. Es ist das à tour de rôle, herumgegangen. Als ich zuerst im Jahre 1862 das preußische Ministerpräsidium übernahm, da ist in Aller Angedenken, bis zu welcher — ich kann wohl sagen — vaterlandsfeindlichen Höhe sich der Haß mir gegenüber verkörperte und bis zu gewissem Maße auch gegen die höheren Einflüsse, die mich auf dem Posten erhielten. Ich habe mich dadurch nicht beirren lassen und habe auch nie versucht, mich dafür zu rächen, ich habe von Anfang meiner Karriere an nur den einen Leitstern gehabt: durch welche Mittel und auf welchem Wege kann ich Deutschland zu einer Einigung bringen und, so weit dies erreicht ist, wie kann ich diese Einigung befestigen, fördern und so gestalten, daß sie aus freiem Willen aller Mitwirkenden dauernd erhalten wird. Zu diesen Mitwirkenden rechne ich aber auch die Regierungen und habe es für Deutschland für einen ganz außerordentlich großen Vorzug im Vergleich mit anderen Ländern unitarischer Verfassung, daß das dynastische Element auch außerhalb Preußens noch eine Gewalt hat, die zu den Stützen der Ordnung gezählt werden muß, und die wir, wenn wir deren Band unitarisch zerreißen wollten, durch keine andere gleich starke Bindekraft würden ersetzen können. Ich verlange nicht dieselbe Ueberzeugung von Jedem, ich will überhaupt Niemanden überreden, ich will nur darlegen, wie ich zu meiner Stellung jetzt den Fractionen gegenüber komme. Als wir aus dem Kriege 1866 zurückkamen, wäre es ja für mich in der Stellung, die ich damals, in kleinerem Kreise einflußreicher wie heute, einnahm, sehr leicht gewesen, ja, ich habe sogar mit Mühe mich dessen zu erwehren gehabt, zu sagen: jetzt ist Preußen größer geworden, die Verfassung ist dafür nicht berechnet, wir müssen sie neu vereinbaren, kurz, die kühnste und einschneidendste Reaktionspolitik mit dem Erfolg, der noch von Königgrätz an den Dingen klebte, mit vollen Segeln zu treiben. Sie wissen, daß ich das Gegentheil gethan habe, und daß ich mir dadurch zuerst die Abneigung eines großen Theils meiner älteren politischen Freunde zugezogen habe, und es hat mich schwere Kämpfe gekostet, das Gegentheil, die Indemnität, das Fortsetzen des konstitutionellen Systems durchzuführen. Habe ich das aus Liebe zum konstitutionellen System gethan? Meine Herren, ich will mich nicht besser machen, als ich bin, ich muß das ganz bestimmt verneinen. Ich bin kein Gegner des konstitutionellen Systems, im Gegentheil, ich halte es für die einzig mögliche Regierungsform — aber wenn ich geglaubt hätte, daß eine Diktatur in Preußen, daß der Absolutismus in Preußen der Förderung des deutschen Einigungswerkes nützlicher gewesen wäre, so würde ich ganz unbedingt zum Absolutismus gerathen haben. Aber ich habe mich nach sorgfältigem Nachdenken, — und ich habe schwere und mir theure, naheziehende Einflüsse zu bekämpfen gehabt, — dafür entschieden; nein, wir müssen auf der Bahn des Verfassungsrechts weiter gehen, was außerdem meinen inneren Empfindungen und meiner Ueberzeugung von der Gesammtmöglichkeit unserer Politik entspricht. Das Entgegenkommen, welches ich damals für die mit mir verschnten Gegner gehabt habe und welches in meiner vielleicht fehlerhaft angelegten Natur nach der Versöhnung wohl etwas überfließend sein mochte, hat mir zuerst also die Vorbereitung zu dem spätern Bruch mit der konservativen Partei eingetragen. Es entstand dann für mich, thatsächlich auch in den Beziehungen der kirchlichen Frage zur politischen, der Konflikt über die kirchlichen Angelegenheiten. Dieser Kampf beraubte mich der natürlichen Unterstützung der konservativen Partei, auf die ich hätte rechnen können, und die Wege, die ich, um die Verfassung des Deutschen Reichs auszubauen, und in Aktivität zu setzen, um ihr durch praktische Belebung eine Bürgschaft der Dauer zu gewähren, — die Wege, die ich dazu gehen mußte, wären wahrscheinlich andere geworden, wenn die konservative Partei mich nicht damals im Stich gelassen hätte. Es kam dazu der schwere Kampf, den ein augenblickliches Sockgühen der tausendjährigen Streitfrage zwischen Staat und Kirche, zwischen Kaiser und Papst veranlaßte, der Streitfrage, die in unserer Geschichte seit 1000 Jahren jederzeit gelegen hat, zeitweise ist sie lebhafter geworden, zeitweise stiller. Ich habe in diesem Konflikt gekämpft mit der Lebhaftigkeit, die mir, wie ich hoffe, in allen Sachen, wo es sich meinem Bewußtsein nach um das Wohl meines Vaterlandes und um die Rechte meines Königs handelt, so lange ich lebe, eigenthümlich bleiben wird, aber ich muß auch hier sagen: ich hatte Konflikte wohl unter Umständen für tapfer durchkämpfen, aber nie für eine auf die Dauer zu erstrebende Institution, und wenn sich Mittel und Wege bieten, die Schärfe der Gegensätze zu mildern, ohne daß man an die Principien der eigentlichen Streitfrage rührt, wenn man sich gegenseitig kennen und durch gemeinsame Arbeit an einem gemeinsamen und hohen Zweck sich gegenseitig achten lernt, — ja, so liegt es doch wahrlich nicht in meiner Berechtigung als Minister, solche Wege zu verschließen und von der Hand zu weisen.

Wenn ich nach 1871 durch diese von mir nicht abhängigen Erscheinungen und Kämpfe enger an die liberale Fraction gedrängt wurde, als es für den Minister und für den Reichskanzler auf die Dauer vielleicht haltbar ist, wenigstens gerade so weit, wie es möglich war, so habe ich dadurch die Beziehungen zu den übrigen Kreisen des Reichs und der Bevölkerung doch unmöglich für immer aufgeben können. Ich habe geglaubt und habe das in der Sozialistendebatte noch entwickelt, wir würden, vom rechten Flügel ab gezählt, in drei Bataillonen, vielleicht getrennt, marschiren und vereint fechten können. Diese meine Voraussberechnung hat sich vielleicht bestätigt, und die Umstände, nicht mein Wille, haben es so gedreht, daß Sie Herren, die mich früher häufig und nach ihrer Weise unterstützten, die Kämpfe nicht ausschlugen, daß die mir gegenüber in ihrer Presse, in ihrer angeschensten und affreditirtesten Presse, in einen Zorn und in eine Sprachweise verfallen sind, die mich vollständig degoutiren und abwendig machen mußten. Es haben ähnliche Vorfälle auch vor versammeltem Reichstage stattgefunden, daß durch einzelne hervorragende Mitglieder der Reichstanzler in einer Weise abgekanzelt worden ist, kann ich wohl sagen (Heiterkeit) — öffentlich, wie es ein Mitglied einer befreundeten Fraction wohl niemals ohne Mißbilligung der Fraktion gethan haben würde.

Alles — das sind Gründe, die mich gegenüber diesen meinen früheren — ich hoffe auch wieder zukünftigen — Kampfgenossen in dieselbe Stimmung setzen, die sie mit gegenüber bekundet und öffentlich ausgesprochen haben, fühl bis an das Herz hinan. Ich kann — die Regierung kann doch den einzelnen Fraktionen nicht nachlaufen, sondern sie muß ihre eigenen Wege gehen, die sie für richtig erkennt; in diesen Wegen wird sie berichtigt werden durch die Beschlüsse des Reichstags, sie wird der Unterstützung der Fraktionen bedürfen, aber der Herrschaft einer Fraktion wird sie sich niemals unterwerfen können! Unter diesen Umständen bin ich dazu gekommen, nachdem die Lücke, die das Ausscheiden meines Herrn Kollegen Delbrück im Reichskanzler-Amt ließ, mich nöthigte, mich enger, näher als bisher mit den wirthschaftlichen Fragen zu befassen — bin ich zu Ueberzeugungen gekommen, an deren Durchführung ich von dem Augenblick, wo sie bei mir feststanden, die ganze Kraft des Einflusses, der mir amtlich vertraut ist, gesetzt habe. Ob ich auf der Bahn Niederlagen erleiden mag, ob ich wieder von vorn anfangen muß — ja so lange ich Minister bleibe, werde ich in diesen Bestrebungen nicht nachlassen; mein Vorbild ist jener Robert Bruce in seiner Geschichte mit der Spinne, an deren stetem Wiederaufklimmen nach dem Herunterfallen er sich ermuthigte, um seinerseits das, was er für Recht und seinem Vaterlande für nützlich hielt, auch bei den übelsten Aspekten nicht aufzugeben; für das, was ich unternommen habe, liegen aber die Aspekte nicht einmal übel und entmuthigend, und es wäre meines Erachtens ein Verrath an der Sache, die ich im Namen des Vaterlands hier vertrete, und die ich nicht frivol unternommen habe, wenn ich wegen solcher Quisquilien, meiner Ansicht nach, wie sie die eine Theorie von der andern unterscheiden, das Ziel sollte unerreicht lassen in dem Augenblick, wo ich die Hand danach ausstrecken könnte. (Bravo!)

Wie ich höre, hat Herr Abg. v. Bennigsen darauf aufmerksam gemacht, daß ich in einer früheren Rede die Matrikularumlagen als nachtheilig bekämpft, wobei ich mich auf den Abg. Miquel bezogen habe. Meine Herren, lieber wäre mir die ganze Sache allerdings ohne Matrikularumlagen, aber ich habe doch eben nicht die Wahl, die Dinge so zu machen, wie ich sie mir an die Wand malen kann. Wenn ich von der liberalen Seite ohne Unterstützung, ohne Anhalt, ohne bestimmte annehmbare Vorschläge bleibe, so muß ich den von anderer Seite kommenden Vorschlag prüfen, was giebt er denn? Nun er giebt mir in dem Sinne, wie ich die Matrikularumlagen bekämpft habe, die volle Abstellung derselben und der Uebelstände, die ich gerügt habe. Ich habe gesagt, bisher sei das Reich ein lästiger Kostgänger bei den einzelnen Staaten, ein mahnend r Gläubiger, während es der freigebige Versorger der einzelnen Staaten sein müßte bei richtiger Benutzung der Quellen, zu welchen der Schlüssel durch Verfassung in die Hände des Reichs gelegt, bisher aber nicht benutzt worden ist. Meine Herren, dieser „freigebige Versorger" wird das Reich aber durch die Annahme des Franckenstein'schen Antrages, der sich von dem früher in der Kommission vorgelegten Bennigsen'schen bezüglich der Versorgung der Staaten nur dadurch unterscheidet, daß man den einzelnen Staaten ein höheres Maß der Autonomie in der Verwendung bestimmt, was ihnen zugestanden wird, belässt. Wenn das Reich den Einzelstaaten nach freiem Ermessen die Ueberschüsse zu überweisen hätte, so dürfte sich nach den Vorgängen, die wir neulich bei den Kommissionsberathungen erlebt haben, wo die Herren Abgg. Rickert und Richter die württembergische Finanzverwaltung vor ihr Forum gezogen haben, sehr leicht ein System entwickeln, nach welchem alle Budgets, das preußische so gut wie das württembergische, hier vor das Forum der Reichstagsfinanzkommission gezogen werden, und das wäre ein Unitarismus, den ich für schädlich und verwirrend halten würde, und welchen sich die einzelnen deutschen Stämme mit ihrem Selbstständigkeitsgefühl schwerlich gefallen lassen. Das wird vermieden, wenn die Ueberweisung von Rechtswegen im Gesetz steht, nicht in der Verfassung, sondern im Gesetz, welches dem Reich eine ständige Ausgabe zur Versorgung der einzelnen Staaten auferlegt. Das Reich ist nicht mehr ein lästiger Kostgänger, sondern

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-629230-18790712021/fragment/page=0001

ein Kostgänger, der ein gutes Kostgeld bezahlt und darüber hinaus sich freigebig erweist, es ist ein Kostgänger wie ein König, der bei einem Privatmann wohnt, und das Reich steht in voller Berechtigung seiner Finanzhoheit da, wenn es sich der Pflicht unterzieht, durch Flüssigmachung der Quellen, die unter seinem Verschluß liegen, der Finanznoth der einzelnen Staaten aufzuhelfen, ohne eine eifersüchtige und die Grenzen seines Ressorts überschreitende Einmischung in die einzelnen Staaten und ihr Verwaltungswesen. Das System der bisherigen Matrikularbeiträge hatte das Ergebniß, daß das Reich den Einzelstaaten durch Verzagung der Zuflüsse, die aus den indirekten Steuerquellen kommen könnten, aushungerte und dabei doch in jedem Jahre als mahnender Gläubiger die Matrikularumlagen verlangte; — durch die heute in Aussicht genommene Reichshilfe aber schwindet die Finanznoth der Staaten und des Reiches, die ja die einleitende Motivirung meines ganzen Vorgehens in dieser Frage geblibet hat; die Finanznoth wird zum Theil gehoben, und wenn auch nicht in dem Maße, daß alle die Reformen an den direkten Steuern, die Subleavation der nothleidenden Gemeinden und die Erhöhung der Beamtengehälter nicht stattfindet wie die Eingaben.

Wie nun dadurch die Finanzhoheit des Reichs geschädigt werden sollte, dafür suche ich vergeblich nach irgend einem Verfassungsparagraphen. Man könnte, wenn man theoretisch zu Werke gehen wollte, zuerst fragen: wer ist dem eigentlich das Reich? Die Verfassung giebt darüber eine ganz authentische Auskunft, der gegenüber aber verschiedene abweichende Auslegungen im Publikum bestehen. Wenn ich in der Presse die Besorgnisse lese, wie das Reich gefährdet sein werde, wenn den Bundesstaaten gnar nach wie vor die verfassungsmäßige und jederzeit inne zu haltende Verpflichtung obliegt, die Matrikularumlagen zu der vom Reichstag zu bewilligenden Höhe der Ausgaben unweigerlich einzuzahlen — wenn dieses für das Reich gegebene Verhältniß erhalten wird, wo liegt dann der Unterschied, der hier zwischen dem Reich und den verbündeten Staaten gemacht werden will? Der beruht meines Erachtens auf ganz unberechtigten Behauptungen, namentlich für uns, die wir hier auf der Ministerbank stehen; wir sprechen im Namen der „verbündeten Regierungen." Können nun die verbündeten Regierungen gegen sich selbst den Verdacht hegen, daß sie ihren Bundespflichten gegen das Reich nicht nachkämen? — gegen das Reich, was wiederum genau dasselbe ist, wie die Gesammtheit der verbündeten Regierungen; diese sind das Reich, und das Reich besteht aus den gesammten verbündeten Regierungen. — Namentlich aber Preußen, welches das — Kaiserschwert, kann ich es wohl nennen, nach der Genesis aus dem Bundesfeldherrn in der Hand hat. Können Sie den Verdacht haben, daß Preußen sich gegen das Reich auflehnt, vielleicht in Verbindung mit noch einigen anderen mächtigen Partikularstaaten? Ja dann wollen wir überhaupt nur das letzte Geleit auf dem Opfer ansagen für das Reich. (Bewegung.) Das ist aber eine Voraussetzung, die doch unmöglich Ihren Deduktionen zu Grunde liegen kann.

Wo ist also der Spalt, die Grenze, die sich bei Ihnen zwischen dem Reich und dem durch den Franckenstein'schen Antrag angeblich begünstigten Partikularismus der Bundesstaaten zeigt? Ist etwa der Kaiser und der Reichstag allein das Reich? Ich fürchte, Sie ziehen für das Reich noch eine viel engere Grenze, daß Jeder in erster Linie vorzugsweise seine Fraktion darunter versteht (große Heiterkeit), und dann demnächst die anderen auch, soweit sie ein freundliches Verhältniß zur eigenen haben.

Die verfassungsmäßige Definition des Reiches befindet sich in dem einleitenden Satze zur Verfassung über den Bundesvertrag, den die verbündeten Regierungen untereinander abgeschlossen haben, und der da lautet, daß der König von Preußen und die Uebrigen einen ewigen Bund schließen; dieser Bund wird den Namen „Deutsches Reich" führen und nachstehende Verfassung haben. Durch diese Verfassung werden nun die Rechte des Reichstags hingestellt, die bei diesem Franckenstein'schen Antrage, wie ich mir schon zu entwickeln erlaubte, ihre volle Wahrnehmung finden. Die Regierungen haben bisher schon nach Art. 36 der Verfassung das Recht, die Zölle ihrerseits zu erheben durch ihre eigenen Beamten:

Die Erhebung und Verwaltung der Zölle und Verbrauchssteuern bleibt jedem Bundesstaate, soweit derselbe sie bisher ausgeübt hat, innerhalb seines Gebietes überlassen.

Wäre also eine Möglichkeit oder eine Neigung, diese Zölle dem Reiche vorzuenthalten, so wäre jeder Bundesstaat, namentlich ein so mächtiger wie Preußen, schon längst in der Lage, es zu thun. So viel ich mich erinnere, erhebt Preußen an Reinertrag der Zölle, wenn man sie zu 104 Millionen Mark ansetzt, 63 Millionen, also ungefahr nach Verhältniß seiner Bevölkerung, auch darüber hinaus. Wenn man der preußischen Erhebung, die, wie ich glaube, 6 Millionen der Reichslande und die 5 Millionen der Zollvereinsämter in den Hansestädten zurechnet, so würde Preußen 74 Millionen der bisherigen Zölle erheben, und bei einer Steigerung der Zölle um den Prozentsatz, den das neue Gesetz liefern würde, würde das Verhältniß in dieser Repartition wohl unverändert bleiben. Der einzige Staat, der meines Wissens erheblich über seine Bevölkerungszahl erhebt, ist Sachsen, dessen Zolleinnahme, die es an das Reich überweist, sich auf 10 Millionen beläuft, während nach dem quotirten Satz, der auf die Kopfzahl der Bevölkerung kommt, sie nur etwa 7 Millionen sein müßte. Unter der Bevölkerungszahl bleiben dagegen die Einnahmen der süddeutschen Staaten. Hat nun diese Einrichtung der Erhebung, diese Thatsache, daß der Ertrag des Zolles zuerst in die partikularistische Gewalt des Einzelstaates vermöge des Art. 36 der Verfassung geht, jemals zu Befürchtungen bisher Veranlassung gegeben, daß die Reichsfinanzhoheit gefährdet sei? daß ein Partikularismus sich entwickeln werde? Meines Wissens in keiner Weise. Diese Zölle werden nun nach Art. 39 durch vierteljährliche und jährliche Abrechnung, die an den Finanzausschuß des Bundesrathes gelangen, buchmäßig vertheilt, wie viel Jeder von seinen Zöllen behält, wie viel er herauszuzahlen hat. Es ist dabei auch nicht bezweifelt worden, daß der Ertrag der Zölle, wie Art. 38 vorschreibt, unter anderen bezeichneten Abgaben virtuell in die Reichskasse geflossen sei, obschon in natura der gezahlte Thaler schwerlich in einer Reichskasse hier jedesmal geklungen hat, sondern es ist Alles auf dem Wege der Abrechnung gemacht worden. Dieser selbe Weg der Abrechnung soll auch fernerhin beschritten werden bei Annahme des Franckenstein'schen Antrages. Die eventuelle Ueberweisung zunächst an die Reichskasse wird verfassungsmäßig nach Art. 38 stattfinden. Von da wird nach dem Texte des Franckenstein'schen Antrages eine Ueberweisung an die einzelnen Staaten aus der Reichskasse stattfinden. Das Reich wird also vermöge eines Gesetzes, welches es sich selbst giebt, eine ständige Ausgabe in sein Budget aufzunehmen haben, deren Betrag den einzelnen Staaten zur freien Verwendung zufließt. Es bedarf daher auch nicht der Artikel 70 der Verfassung einer Aenderung, welcher verlangt, daß zunächst die Ueberschüsse zur Verwendung kommen sollen, da die Ueberschüsse sich erst dann ergeben, wenn alle Ausgaben bestritten sind, und wenn das Reich sich eine Ausgabe gesetzlich auferlegt; mag sie für das germanische Museum, mag sie für die Gesammtheit der Einzelstaaten votirt werden, so muß immer diese Ausgabe erst gelestet werden, ehe Ueberschüsse entstehen können Wir haben also unsererseits die Reichsverfassung in allen ihren Artikeln für uns, und die Verletzung, die in der Presse vielfach behauptet wird — ich weiß nicht, ob auch heute in den Reden — bestreiten wir und gewärtigen den Beweis, der bisher nicht vorliegt.

Ich möchte auch hier wiederum für die Herren die Ermahnung anknüpfen, doch bei so einfachen und die fühlste Ueberlegung fordernden Fragen, wie Zölle, Wirthschaftsangelegenheiten, Finanz- und Budgetsachen von — man möchte sagen, den alten Stammesrhythmus nicht herauszukehren; der liegt nun hier nicht vor, aber wir riskiren bei der scharfen Trennung, die unter den Fraktionen stattfindet, daß wir die Fraktionen an die Stelle der Stämme setzen. Ob vielleicht späterhin wirklich alle Verbindungen, auch die Familienverbindungen zwischen den verschiedenen Fraktionen hinwegfallen und jede einzelne Fraktion als gesonderter Stamm sich wieder entwickelt, so weit wird es hoffentlich nicht kommen. Aber ich würde bitten, die hohe Politik und die Besürchtung, daß irgend ein politischer Hintergedanke bei den einfachsten Maßregeln vorhanden ist, nicht auf alle diese Dinge zu übertragen und den zornigen Kampf der Fraktionen nicht so weit zu treiben, daß die Interessen des Reiches darunter leiden, und daß, wenn die Regierungen sich dadurch einschüchtern ließen, auch in diesem Jahre wiederum der erste Schritt zu einer finanziellen Besserung nicht zu Stande käme. Von Seiten der Regierungen kann ich ganz bestimmt versichern, daß sie sich durch die meines Erachtens unzutreffenden Angriffe von dem Wege, den sie betreten haben und über den sie sich am vergangenen Sonntag vorläufig verständigt haben, nicht werden irre machen lassen, und ich für meinen Theil werde den Weg, den ich im Interesse des Vaterlandes für den rechten erkenne, unbedingt bis ans Ende gehen, unbeirrt, mag ich Haß oder Liebe dafür ernten. Das ist mir gleichgültig. (Bravo!)

Σ Die Meldungen des Hallischen Standesamts

im Monat Juni 1879.

Nach Ausweis der täglich veröffentlichten Civilstandsregister der Stadt Halle starben im Monat Juni im Bereich derselben 104: 64 m. und nur 40 w. Personen, also ungleich weniger als im Mai mit 193: 98 m. und 95 w. Sterbefällen. Es starben an Krankheiten des Gehirns und seiner Häute 11: 6 m. und 5 w., an Krämpfen 7: 3 m. und 4 w., an Herzfehlern (Herzschlag, Herzlähmung) 4: 2 m. und 2 w., an Wassersucht 1 m., an Schwäche und Entkräftung 13: 9 m. und 4 w., an Krankheiten der Athmungsorgane (Lungendem, Emphysem, Schlag, Lähmung; darunter allein an Lungenentzündung 11: 8 m. und 3 w.) 17: 9 m. und 8 w., an organischen Lungenaffektionen (Phthisis und Tuberculose) 8: 6 m. und 2 w., an Störungen im Gebiete des Verdauungs- und Ernährungssystems (Peritonitis, Leberanschwellung) 12: 4 m. und 8 w., an Nierenleiden 3: 1 m. und 2 w., an Gewebsneubildungen (Krebs verschiedener Organe) 6 m., an Gelenkrheumatismus 1 m., an Infektionskrankheiten (Scharlach, Septicämie) 2: 1 m. und 1 w., an Diphtheritis 2: 1. m. und 1 w., am Keuchhusten 1 m., am Kniegelenkentzündung 1 m., in Folge von Unglücksfällen durch Verletzung (Bruch der Wirbelsäule, Zerschmetterung eines Beins) 2 m., an ungenannten Todesursachen 3 m. Personen; außerdem ereigneten sich 10: 7 m. und 3 w. Todtgeburten.

Abgesehen davon, daß sich die Sterblichkeit im vergangenen Monat in viel engeren Grenzen bewegt hat, als im Mai, dazu auch in weit günstigeren Verhältnissen für das w. Geschlecht als im letzteren Monat, weisen auch die einzelnen Krankheitsgruppen zum Theil relativ nicht unerheblich modifizirte Kontingentziffern auf. Dieß gilt in erster Linie von den Erkrankungen der Athmungsorgane (17 gegen 43 Fälle), sowie den organischen Lungenaffektionen (8 gegen 22). Das relative Betheiligungsverhältniß der verschiedenen Altersklassen erscheint dagegen nur insofern diesmal über 60 Jahre alt mur 17 Personen starben gegen 41 im Mai. Die Kindersterblichkeit erstreckt sich wie im Mai auch im verflossenen Monat auf etwa 52 % aller Sterbefälle. Mit Einschluß der Todtgeburten starben nämlich bis zum 13. Lebensjahre 54: 32 m. und 22 w., davon innerhalb des 1. Lebensjahres 36: 21 m. und 15 w., von diesen wieder im ersten Lebensmonat 17: 13 m. und 4 w. Kinder. Am jüngsten starb j·1 m. und 1 w. Kind nach resp. 16 und 8 Stunden an Lebensschwäche. Bis 20 Jahre alt wurden ferner 4: 3 m. und 1 w., 20—40 Jahre alt 14: 9 m. und 5 w., 40—60 Jahre alt 15: 12 m. und 3 w., 60—80 Jahre alt 16: 7 m. und 9 w. Personen; über 80 Jahre alt wurde mit 81 Jahren nur 1 m. Person, die sich selbst entleibte, und dieser stand im Alter zunächst 1 m. im Alter von 80 Jahren an Entkräftung und 1 w. 79 Jahre alt am Hirnschlag verstorbene Person.

Geboren wurden im Monat Juni 189: 84 m. und 105 w. Kinder, so daß also auch die Geburten ein dem w. Geschlechte hervorragend günstiges Verhältniß aufweisen. Unter den Geburten befanden sich 23: 9 m. und 14 w. außereheliche und 1 eheliche verschiedengeschlechtliche Zwillingsgeburt.

Als Tagesdurchschnitt der Geburten ergeben sich deren 6,30: 2,80 m. und 3,50 w., der tägliche Durchschnitt der Sterbefälle beträgt 3,47: 2,13 m. und 1,34 w. Hieraus resultirt eine tägliche Bevölkerungszunahme um 2,83: 0,67 m. und 2,16 w. Individuen, während der monatliche Gesammtzuwachs 85: 20 m. und 65 w. Individuen beträgt.

Ehen wurden 38 geschlossen.

Vermischtes.

— [Liszt und Abt.] Bei der jüngsten Anwesenheit Franz Liszt's (der bekanntlich katholischer „Abbé" ist) in Wiesbaden wohnte dieser und Franz Abt zu gleicher Zeit im „Rheinhotel". Eines Tages, gerade als dem großen Meister ein Ständchen gebracht wurde, trat Abt bei Jenem ein, um ihm seinen Besuch zu machen. Liszt zog den berühmten Liedercomponisten mit sich hinaus auf den Balkon. „Ein seltenes Zusammentreffen," sprach dieser lächelnd, „zwei Fränze und zwei Abte!"

— [Die Reise von Postkarten um die Welt] ist zwar nichts Neues mehr; indessen ist folgender Versuch, welcher im Februar d. J. von Langswies (Kanton Graubünden) mit drei derartigen Karten zugleich gemacht wurde, des Vergleichs wegen immerhin der Erwähnung werth. Dieselben wurden in folgenden Richtungen versandt: Die erste am 11. Februar über Brindisi, Alexandrien, Singapore, Yokahama, San Francisco, New-York und Hamburg kam am 12. Juni wieder in Langwies an, hatte also 122 Tage gebraucht; die zweite am 18. Februar über Marseille, Alexandrien, Singapore, Yokohama, San Francisco, New-York und Hamburg traf am 12. Juni wieder ein, also nach 115 Tagen, und die dritte am 23. Februar über Hamburg, New-York, San Francisco, Yokohama, Singapore, Alexandrien und Marseille am 2. Juni, also nach 100 Tagen. Auf den beiden ersten Karten befanden sich die Poststempel sämmtlicher bezeichneten Orte.

— [Ein Rechenkünstler.] Vor längerer Zeit theilten wir aus Wiener Blättern Einiges über einen jugendlichen Rechenkünstler mit, der in Ungarn und in Wien Aufsehen erregt hatte. Es scheint, daß die Eltern des Kindes jetzt mit demselben eine Kunstreise durch Deutschland zu unternehmen beabsichtigen. Die „Brest. Ztg." enthält nämlich folgende Mittheilung: Ein Rechenkünstler, der wohl einzig in seiner Art dasteht, weilt gegenwärtig in Breslau und wird sich wohl in einigen Tagen einem größeren Publikum vorstellen. Wir hatten Gelegenheit, diesen großen Künstler in der Person des kleinen fünf Jahr acht Monat alten Moriz Frankl kennen zu lernen. Mit der größten Leichtigkeit und überraschender Schnelligkeit löst der Knabe, dem die Zahlzeichen unbekannt sind, schwierige Rechenaufgaben, die manchen Erwachsenen viel Kopfzerbrechen machen. Kaum hat man dem kleinen Rechenkünstler eine größere Ziffer, aus der er die Quadrat- oder Kubikwurzel ziehen soll, genannt, so nennt er schon nach kurzem Besinnen, ehe man ihn noch mittelst Nachrechnen auf dem Papier kontrolixen kann, die gewünschte Wurzel. Oder er frägt eine Anzahl Personen nach ihrem Alter, rechnet rasch das Gesammtalter derselben aus und sagt ihnen dann, wie viel Tage, Minuten ja sogar Sekunden ihr Lebensalter ausmacht. Letzteres scheint er ganz besonders gern auszurechnen; denn je mehr er es mit Milliarden und Millionen zu thun hat, desto wohler scheint es dem kleinen Kobold zu sein. Die Schnelligkeit, mit welcher das kleine Gehirn die große Menge der Zahlen bewältigt und verarbeitet, ist geradezu staunenerregend. Dabei haben wir es hier nicht mit einem jener künstlich gepflegten Wunderknaben zu thun, sondern es ist ein frischer, munterer Junge, der gleich nach vollbrachter Arbeit gern zu einem kindlichen Spiel greift. Es macht dieses frische, vollständig kindliche Benehmen die Unterhaltung mit dem kleinen Frankl um so angenehmer; seine Munterkeit versteht es, uns aus unserm Erstaunen, welches Einigen bei den großartigen Leistungen des Knaben unwillkürlich ergreift, wieder herauszureißen und in die Wirklichkeit zurückzuversetzen. — Zum Schluß noch Einiges über die Person des kleinen Moriz Frankl. Er ist, wie bereits erwähnt, erst 5 Jahr 8 Monate alt und der Sohn armer jüdischer Eltern in Ungarn. Sein großes Rechentalent wurde durch Zufall entdeckt. Als der kleine Moriz einst in einem Geschäfte, wo er sich für wenige Kreuzer etwas kaufen wollte, gar zu lange warten mußte, beschäftigte er sich damit, den Preis der während seiner Anwesenheit im Geschäfte verkauften Waaren zusammenzurechnen. Als ihm auf sein wiederholtes Drängen, auch ihn zu bedienen, endlich erwidert wurde: man müsse erst die verschiedenen Posten zusammenrechnen, nannte er als Summe sofort eine größere Anzahl Gulden und Kreuzer, die sich denn auch bei genauem Nachrechnen als vollständig richtig ergab. Hierdurch wurde der Chef der Handlung auf den kleinen Knaben aufmerksam, und so kam Moriz Frankl als das zur Geltung, was er im vollsten Sinne des Wortes ist, — ein wahrer Rechenkünstler.

— [Ein entlarvter falscher Spieler.] Ueber einen skandalösen Vorfall im „Nationalkasino" berichtet „Magyar Lapok": Die lebensfrohen Mitglieder des Nationalkasinos sind bekanntlich dem Kartenspiel nicht abgeneigt. Wurde von irgend einer Seite ein Makao-Spielchen vorgeschlagen, so war Baron D. sofort bereit theilzunehmen, ja er erbot sich sogar jedesmal die Bank zu halten, wogegen Niemand etwas einzuwenden hatte. So kam es, daß Baron D. mehrere Monate hindurch Bankhalter war und in unerhörter Weise gewann. Er verlor niemals. Man sagt, er hätte während dieser Zeit über 100 000 fl. gewonnen. Dieses hartnäckige Glück des Barons und seine stete Bereitwilligkeit, die Bank zu halten, fielen dem Abgeordneten R. auf und er beschloß, den Bankhalter zu beobachten. Der Baron hatte die Gewohnheit, beim Spiel die Banknoten vor sich hin und darauf seine Tabaksdose zu legen. Auf dieser Tabaksdose befand sich eine spiegelgleiche Stahlplatte mit dem Monogramm des Barons. Oberhalb dieser Tabaksdose theilte der Baron die Karten aus. R. gab nun Acht und nahm gleich einem andern Herrn wahr, daß der Baron jede Karte auf der Stahlplatte seiner Tabaksdose sah, sich also orientiren und leicht gewinnen konnte. Nach einigen Tagen setzte sich auch R. zum Spiel und beschloß, den Bankhalter zu strafen. Im Verlaufe der Partie sagte R. zum Baron: „Ich bitte Dich um eine Cigarette." Der Baron war einen Augenblick betroffen, überreichte jedoch die Tabaksdose. Das Spiel ging weiter. R. dreht sich die Cigarette, zerreißt einige Cigarettenpapiere und beobachtet den Baron, der auf Nadeln zu sitzen scheint. Der Genosse R.'s ist ein höherer Honved-Offizier, der mit ihm zugleich die Sache entdeckt hatte. Auch er dreht sich eine Cigarette und behält die Dose so lange wie R. Ja er lud auch die übrigen Anwesenden ein, von dem vorzüglichen Tabak sich Cigaretten zu machen. Diese nahmen das Anerbieten an und so kam es, daß die Dose sich während einer halben Stunde nicht bei ihrem Besitzer befand. Indessen währte das Spiel und — der Bankhalter verlor. Dem Baron D. sah man die Qualen an welche diese Szene ihm bereitete. Der Schweiß troff ihm von der Stirne und er vermochte seine leicht begreifliche Aufregung kaum zu bemeistern. R. und Genosse fuhren fort, ihn zu beobachten. Endlich sprang er wüthend in die Höhe und rief dem R. zu: „Nun, werdet Ihr mir endlich die Tabaksdose zurückstellen?" R. schickte sich an, ihm zu antworten, doch besann er sich rasch eines Besseren und warf dem Baron die Karten in's Gesicht. Dies gab Veranlassung zur Herausforderung und aus diesem Anlasse wurde Baron D. für satisfaktionsunfähig erklärt.

Post und Telegraphie.

Mit No. 46 des Amtsblatts der deutschen Reichs-Post- und Telegraphenverwaltung ist am 8. Juni ist ein Ergänzungsheft: „Die Postverbindungen, Handels- und Verkehrsbeziehungen zwischen dem Deutschen Reiche und den deutschen Consulatsorten in außereuropäischen Ländern" zu Ausgabe gelangt. Die in dem Hefte mitgetheilten Postverbindungen bis in die fernsten Länder lassen sich zweckmäßig auf der im Kurobureau des kaiserlichen General-Postamtes bearbeiteten „Karte der überseeischen Postdampfschiffslinien im Weltpostverkehre" verfolgen. Diese Karte kann, wie bereits früher mitgetheilt, vom Publikum durch Vermittlung der Reichspostanstalten käuflich erlangt werden.

Kunst und Wissenschaft.

— Markart's „Einzug Karl's V. in Antwerpen" ist von dem Pariser Ad. Lalauze in einer brillant ausgeführten Radirung vervielfältigt worden, welche im Verlage des großen französischen Kunstblattes „L'Art" erschienen und in den verschiedensten Abdruckgattungen von 400 bis 40 Francs zu haben ist. Eine bessere und greifbarere Anerkennung konnte der Künstler in Paris nicht finden, als diese vornehme Art der Reproduktion seines Werkes. Die Bildfläche ist 55 bis 33 cm groß, hat also genügenden Umfang, um die Menge der Figuren und Details in deutlicher Weise vorzuführen.

— Eine interessante Entdeckung ist jetzt beim Bau der Chemnitzthalstraße, welche durch die Dörfer Furth, Glösa, Draisdorf, Auerswalde führt, gemacht. In unmittelbarer Nähe der Auerswalder Mühle werden im Granulit- und Gneißgebirge Granaten, und zwar bis zur Größe einer Haselnuß gefunden. Es sind bis jetzt schon verschiedene interessante Stücken dicht mit Granaten besetzt und durchzogen zu Tage gefördert worden. Von den gedachten Granaten sind vorzüglich die kleineren ziemlich rein krystallisirt. Außerdem ist auch Kalkspath und Graphit daselbst gefunden worden. Ganz in der Nähe von Chemnitz, am Pfarrberg in Glösa, ist Granit vom feinsten bis zum gröbsten Korn bloßgelegt worden.

Sterblichkeits- und Gesundheits-Verhältnisse.

Die Sterblichkeitsverhältnisse der meisten größeren Städte waren während der 26. Berichtswoche, wenn man von der allgemein gesteigerten Säuglingssterblichkeit absieht, keine ungünstigen. Doch gestaltete sich in Folge der bedeutend vermehrten Sterblichkeit in den Städten des sächsisch-märkischen Tieflandes (in Berlin um 8,9 pr. mille) die Gesammtsterblichkeit etwas höher als in der Vorwoche und stieg (auf 1000 Bewohner und auf's Jahr gerechnet) auf 28,2 (von 27,5). Besonders stieg die Säuglingssterblichkeit in Berlin auf eine außergewöhnliche Höhe, so daß von 10000 Lebenden auf's Jahr gerechnet 299,9 Kind.r unter 1 Jahre starben gegen 231,1 der Vorwoche (in ganz Deutschland 130,4 gegen 114,1). Unter den Todesursachen gewannen von den Infektionskrankheiten namentlich in den deutschen Städten Darmkatarrhe und Brechdurchfälle der Kinder größere Ausdehnung und erreichten die Höhe von zusammen 789. Insbesondere war die Zahl derselben in Berlin eine bedeutende (437) und erreichte beinahe die Höhe derselben in der entsprechenden Woche des Vorjahres (459). In Königsberg, Danzig, München, Augsburg, Charlottenburg, Frankfurt a. M. übersteigt die Zahl der daran gestorbenen Kinder diejenige der entsprechenden Woche des Vorjahres, während sie in Breslau, Dresden, Leipzig, Hamburg, Straßburg hinter derselben zurückbleibt. Auch in Posen, Warschau, Petersburg nimmt die Zahl der Opfer zu. — Die meisten übrigen Infektionskrankheiten zeigen im Vergleich zur vorangegangenen Woche nur geringe Veränderungen. Masern waren in Augsburg und Hamburg häufig, in Straßburg und Karlsruhe seltener. Das Scharlachfieber herrscht in München und Braunschweig. Diphtherische Affektionen verliefen in den meisten Orten milder, nur in Hamburg war die Zahl der daran Gestorbenen größer. Die Zahl der Todesfälle an Unterleibstyphus stieg in Berlin und Petersburg und sank in München (von 9 auf 2), Flecktyphushustodesfälle werden aus Berlin und London je 3, aus Beuthen, Krakau, Benedig je 1, aus Petersburg 4 gemeldet. Neue Erkrankungen waren in deutschen Städten seltener. Der Rückfallstyphus forderte in Braunschweig 4, in Thorn 1 Opfer. Der Keuchhusten in Köln zeigte keinen weiteren Rückgang. Aus Heilbronn wird 1 Todesfall an Cholera nostras gemeldet. — Die Pocken zeigen mein Nachlasse, so in Paris, London, Warschau, Petersburg, Genf; in Wien, Pest, Lissabon und Barcelona stieg die Zahl der Blattern-todesfälle ein wenig. Vereinzelte Pockentodesfälle kamen in Danzig, Schwerin i. M., Breslau, Stockholm und Benedig vor.

Gebauer-Schwetschke'sche Buchdruckerei in Halle.

Zweite Beilage.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-629230-18790712021/fragment/page=0002